Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 25 (1922-1923)

Artikel: Naturworte in neuen Dichtungen
Autor: Wasser, Walter über
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-749971

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

NATURWORTE IN NEUEN DICHTUNGEN

Ohne Natur kommt kein Künstler aus. Dem Maler borgt die Natur die Wunder der Farbe und des Raumes, auch dann noch, wenn er scheinbar losgelöst nur in „Farb- und Raumwerten" aufgeht. Der Dichter braucht nur drei Worte seiner Sprache verbinden zu wollen, so begegnet er in jedem den Urerlebnissen aus Natur und Landschaft, mag er dann auch mit diesen Worten wie der moderne Künstler die Landschaft seines Herzens gestalten wollen

Die Natur ist in ihrem Wesen nicht menschlich — dann ist sie ein Rätsel, und man muss über ihre praktischen und poetischen Beziehungen zum Menschen nachdenken, man gerät ins Soziale und Psychologische. Die Natur ist menschlich — dann ist sie ein Märchen, das Kinder und Mystiker verstehen. Man kann in seinen Gedanken zuerst in sich, im Menschen, anfangen, oder außer sich, in der Natur; es ergibt sich ein wechselndes Verhalten wie zwischen Ein- und Ausatmen des Menschen. Einen ähnlichen Wechsel im Verhältnis zur Natur wird man in den Jahrzehnten der Dichtung beobachten können. Heute gilt gewiss wieder stark die märchenhafte und mystische Beziehung, wofür in der Folge einige Beispiele angeführt seien.

Das wechselnde Verhalten zur Natur im einzelnen Menschenleben beschrieb Albert Steffen in einem Satze seines Romanes *Die Erneuerung des Bundes* an der Liebe zu Bäumen:

„Zuerst ist uns der Baum eine Gelegenheit zum Klettern. Hierauf, wenn wir älter werden, suchen wir sein Holz oder sonstigen Nutzen. Dann kommt die Zeit, da unser Herz bedürfnislos wird, und wir erkennen, dass er schön ist. Zuletzt aber wollen wir den Geist ergründen, der ihn so wunderbar gestaltet hat. Nun ahnen wir Gott."

In einem großen Rhythmus ist darin das Leben von Menschen am Verhalten zu Bäumen hingestellt. Freilich schrieb den Satz ein Nachkomme Jeremias Gotthelfs, ein Berner, der wie jener mit allen seinen Adern mit der Natur verwachsen war; so kann er aus der Unmittelbarkeit seines Erlebens den großen Rhythmus erkennen, der das Bauerntum gesund erhält. Der Städter hingegen muss erschrecken: Er empfängt Empfindungen über Bäume im Gerede und Unterricht vermittelt, ehe er die Unterschiede ihres Wuchses im eigenen Erklettern erlebt hat, er soll Schönheit begreifen, ehe er das Nutzbare erkannt hat; sein Geist kann nicht verwurzeln. Der Naturrhythmus geht ihm verloren. Künstler müssen ihn wieder entdecken.

Wie stark in der heutigen verrätselten Zeit Natur und Landschaft die Urelemente abgeben, aus denen Dichter wieder Sein und Sinn erkennen, mögen einige Stellen zeigen, die ich aus einigen jüngst erschienenen erzählenden Büchern nehmen. Es wäre hübsch, am vorgegebenen Beispiel von „Bäumen" fortfahrend, weiter zu suchen, was die heutige Zeit von „Bäumen" weiß. Indessen fielen mir bei vier Dichtern einige Stellen auf, die sich in Sonderheit auf Erlebnisse beziehen, die sie in der Substanz und im Gleichnis von Wasser, Wellen, Strom und Meer erwarben. Uralt sind die Gedanken über Wasser bei Philosophen und Dichtern. Was denken die heutigen davon? Wie Goethe es sagt: Des Menschen Seele gleicht den Wassern. Jeder erkennt am Elemente seine eigene Natur.

Der junge Josef Magnus Wehner hat ein Buch *Der blaue Berg* geschrieben.[1]) Wie ein früheres Hexameterepos *Der Weiler Gottes* desselben jungen Dichters

[1]) Albert Langen Verlag, München 1922.

quillt diese „Geschichte einer Jugend" ganz aus dem lebendigen Grunde mitteldeutscher Landschaft in einer kraftvollen Verbindung von heidnischer Landschaftsfreude und eigenartiger katholischer Religiosität, unter dem Schutzbild der Mutterliebe, die den jungen Knaben durch Frommheit, Spiel und Unrast begleitet. Neben mannigfachem Geröll, das ein noch ungestümer Jugendstrom mit sich führt, fallen doch so reizend frische, geklärte Worte über den Sinn von Natur und Landschaft wie die folgenden über einen Fluss, in einem Gespräche zwischen jungen Freunden:

„Berthold sprach: ‚Wenn ich nur wüsste, warum ich immer auf die Flussbiegung schauen muss.'

‚Wenn du schon fragst', entgegnete Otto, muss ich es dir wohl sagen. Das Wasser ist eine Frau, und dort ist ihre Hüfte. Sie tanzt und berauscht die Länder. Und doch ist sie kühl. Das darf dich nicht wundern. Hinter allem, was wir sehen, steckt ein Bild, wenn es auch von unsern überwachten Augen nicht gleich erkannt wird. Das sehe ich alle Tage mehr, und es tut mir weh, dass ich nicht alles küssen darf.'

‚Das darfst du doch,' erwiderte Berthold.

‚Dann wäre ich glücklich,' sprach Otto mit einem Lächeln unter seinen großen Augen. ‚Aber hier darf niemand küssen, der nicht zuerst von einem reinen Wesen geküsst worden ist. Und das ist nicht leicht. Alle reinen Wesen sind scheu.' " —

Wie spiegelt hierin glückliche Jugend das eigene Traumbild (die junge Frau) beinahe physisch in die Natur, deutet das Bild bis zur Erkenntnis des eigenen Wesens (hinter allem, was wir sehen, steckt ein Bild), und ruht aus im Erfinden eines schönen märchenhaften Opferdienstes, im Kusse und in der Erlösung durch ein „reines Wesen".

Man erinnert sich bei den natürlichen Träumen von Gebirgen und Wolken, die das Buch Wehners sonst enthält, unwillkürlich der atmosphärischen Träume im *Peter Camenzind* des jungen Hermann Hesse. Und wenn Hesse zugleich in jenem *Camenzind* den Verzicht auf die Erfüllbarkeit einer solchen Dichtung aussprach, auch heute noch nach zwanzig Jahren haben seine Bücher aus solchem Traume die schönsten Wirkungen.

Hermann Hesses letztes Buch *Siddhartha* (S. Fischer, Berlin) ging nach Indien, schildert den Weg eines jungen Menschen, der buddhistisch, im Verzicht auf alle Wirklichkeit, beginnt, und taoistisch, in der Ergebenheit in die Geschehnisse, ein glücklicher, weiser, alter Mann wird. Man ist im Walde bei den Samanas, die „denken, warten und fasten" können, man ist unter den Augen des Gotama Buddha, man gelangt hinwiederum in den Lustgarten einer Buhlerin, und in das weltliche Getriebe der Kaufmannschaft. Wirklich ergriffen ist man doch nur, wo man mit Siddhartha wieder den Naturdingen begegnet. Die Begegnung und die Rückkehr zum Fährmann und zum Strom, an dem Siddhartha, der Weise, sein Leben selbst als Fährmann beschließt, ist das Wunder dieses Buches. Nur geschieht diese Naturbegegnung nicht mehr in der Kindlichkeit des Jugendtraumes, sondern auf einer wissenderen, begriffeneren Stufe. Um zu dieser Stufe des Begreifens zu führen, war ja das ganze Buch nötig. Hier ein der Stellen über den Strom:

„Hast du," so fragte Siddharta einst Vasudeva, seinen Freund, „hast auch du vom Flusse jenes Geheime gelernt: dass es keine Zeit gibt?"

Vasudevas Gesicht überzog sich mit hellem Lächeln.

„Ja, Siddhartha," sprach er. „Es ist doch dieses, was du meinst: dass der

Fluss überall zugleich ist, am Ursprung und an der Mündung, am Wasserfall, an der Fähre, an der Stromschnelle, im Meer, im Gebirge, überall, zugleich, und dass es für ihn nur Gegenwart gibt, nicht den Schatten Vergangenheit, nicht den Schatten Zukunft?"

„Dies ist es," sagte Siddhartha. „Und als ich es gelernt hatte, da sah ich mein Leben an, und es war auch ein Fluss, und es war der Knabe Siddhartha vom Manne Siddhartha und vom Greis Siddhartha nur durch Schatten getrennt, nicht durch Wirkliches. Es waren auch Siddharthas frühere Geburten keine Vergangenheit, und sein Tod und seine Rückkehr zu Brahma keine Zukunft. Nichts war, nichts wird sein; alles ist, alles hat Wesen und Gegenwart."

Siddhartha sprach mit Entzücken, tief hatte diese Erleuchtung ihn beglückt." —

Diese immerwährende Gegenwart, das ewige Sein berührt den Dichter im Bilde des Stromes, darum liebt er das Wasser und jedes Ding. Mit einem andern Wort Siddharthas führt Hesse noch näher hinzu:

„Einen Stein kann ich lieben, Govinda, und auch einen Baum, oder ein Stück Rinde. Das sind Dinge, und Dinge kann man lieben. Worte aber kann man nicht lieben. Darum sind Lehren nichts für mich, sie haben keine Härte, keine Weiche, keine Farben, keine Kanten, keinen Geruch, keinen Geschmack, sie haben nichts als Worte."

Dies Wort ist so unheimlich deutlich für das Wesen Hesses, dass man daraus zugleich den ganz jungen Hesse versteht, der ins *Tagebuch Hermann Lauschers*, Vitznau, am 4. September 1900 um der Liebe zu Härte, Weiche, Geruch, Farben, Geschmack willen schrieb: „In den Uffizien von Florenz könnte ich nicht so fleißig, selig und eifersüchtig der Schönheit nachgehen wie auf diesem herrlichen Stück Wasser" — und den heutigen, der aus Scheu und Grauen vor den Worten, auch vor der Wortwirkung seiner eigenen Worte, 1921 in der *Neuen Zürcher Zeitung* bekannt hat, er habe die Gesamtausgabe seiner Dichtungen verhindert. So groß ist ihm die Liebe und Empfindung der Substanz der Dinge, dass ihm, sie in ein dauerndes Verhältnis zu vereinigen, kein Wort genügt. Nicht ein Schatten Vergangenheit, nicht ein Schatten Zukunft dürfte die innere Gegenwart trüben. So können seine Worte wohl in diese Schicksallosigkeit reiner Empfindung führen, können sagen, dass es das gäbe, aber nicht darin bleiben. Sie können es nicht, weil es Worte sind — und kein Wort ist schicksallos, es spukt ein jedes von Schicksal.

Ich weiß nicht, ob dieses Verhältnis zu Worten, diese leise Verachtung der eigenen Sprache, die auch aus so vielen Seiten des *Siddhartha* hervorklingt, ein letztes Verhältnis sein kann. Das einzelne „Wort" in Hesses letzten Büchern ist nicht mehr aus suchender Empfindung wie in den ersten, nicht mehr aus volkshafter Nachdenklichkeit wie in den späteren Büchern geschrieben, alle Worte bedeuten nun alles, enthalten das „große Lied der tausend Stimmen aus einem einzigen Wort", das ihm der indische Strom zurauscht: „Om, die Vollendung".

Dadurch verlieren Worte ihre schicksalshafte Kraft, und auch die Empfindung verliert Höhe, Tiefe und Tonart. Es ist ein Ende, zu dem Hesse seine Anschauung geführt hat. Aber das Geschenk dieses An-das-Ende-Bringens war ein Bild wie das gewaltig schöne Bild des Stromes im *Siddhartha*.

Die „indische Anbetung, sogar des Blumenlebens," die einst Jean Paul unserem Geiste gewünscht hat, ist auf eine schöne Weise fruchtbar geworden in unserer Dichtung. Sie hat eine neue herrliche Spannung in das Verhältnis

des Menschen zur Natur gebracht. Doch konnte etwas vom Kern unserer Sprache nicht dadurch getroffen und bewegt werden, etwas, das man in Europa bei der Begegnung mit Rabindranath Tagore spürte: Das Schicksal, das wir tragen, ist in seinen Händen nicht vorhanden. Zart und schmeichelhaft darf die Gebärde seiner Seele sein, wo wir hart und herbe am Leben formen müssen. Jener darf ein Schicksal leugnen, das wir lösen müssen. Wie gefährlich die indische Leugnung des Menschenwillens werden mag, das widerfuhr mir aus einer Stelle des Waldemar Bonsels in seinem *Eros und die Evangelien* (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.), wo auch er vom Wasser, diesmal vom Meere, spricht. Östlicher Geist leitet den Vagabunden, wenn er so das Meer erkennt:

„Ich trat hinzu und schrieb Kajas Namen in den Sand. Die erste Woge verwischte ihn, als sei er tiefer eingeschnitten und verblasst, die zweite Woge nahm ihn spurlos dahin, die dritte fand den tausendjährigen Strand in seiner alten Wesenheit. Da schrieb ich mit zitternder Hand, ein leidender Mörder, Asjas Namen in den Sand. Die erste Woge verwischte ihn, als sei er tiefer eingesunken und verblasst, die zweite Woge nahm ihn spurlos dahin, die dritte fand den tausendjährigen Strand in seiner alten Wesenheit."

Wohl steht an einer andern Stelle desselben Buches die Erkenntnis: „Der Wandel der Natur hat keine Kraft, über seine Kreise emporzuheben, allein der Geist." Aber bedeutet nicht durch die Einfügung der Namen Asjas und Kajas das Meer vielmehr als eine Naturgewalt? Es bedeutet das Zerrinnen und die Gleichgültigkeit menschlichen Willens vor einem urewigen Willen, in den sich zu finden, fromm sein würde *(Die Evangelien)*, vor dem zu vagabundieren *(Eros)* nicht bedeutungslos lustig, vielmehr schmerzlich und eben wohl ziellos erscheinen muss. Aber Frommes und Schmerzliches wird bei Bonsels nicht geschieden.

Darum traf es mich, als ich vor einiger Zeit in einem neuen, wenig verstandenen Novellenbuche Albert Steffens *Kleine Mythen*[1]) ein viertes Gleichnis des Wassers las, das hier den Schluss bilde:

„Ein Mann, der Blut vergossen hatte, wurde in der Nacht von einem Wasserfall gepackt, gepeitscht und in den Abgrund hinuntergerissen. Halb erstickt, entriss er sich den Wirbeln. Von nun an vernahm er durch alles, was er tat und litt, die Stimme des fürchterlichen Elementes. Es tropfte, rieselte, plätscherte, schüttete, donnerte, es wollte etwas verkünden, und der Gefolterte wusste nicht was.

Nach fünfundzwanzig Jahren wurde das Rauschen stiller.

Eines Nachts erblickte er den Gemordeten an einem Strome, er hielt ein Reis in der Hand und rief: ‚Ich verwandle Wasser in Blut.'

‚Wie?' fragte der Mörder. ‚Durch das Gesetz,' erwiderte der Gemordete. ‚Richte mich,' flehte der Mörder, ‚damit du mich wiederum lieben kannst, wie ich dich liebe.'

Da erschien an Stelle des Richters der Christus." —

Es sind in diesem Gleichnis nach der Art von Steffens Geiste einige strenge Symbole, der Richter, der Erlöser, aber wie ist zugleich die Natur, Wasser und Wasserfall und verwandeltes Wasser, hineingehoben in die Bedeutendheit menschlichen Schicksals.

Die Natur, das Wasser ist gegenüber dem Menschenleben nicht mehr märchenhaft, feenhaft wie eine Frau, wie in dem Romane des jugendlichen Dichters Wehner, es ist nicht die Zerstreuung der eigenen Person vor der

[1]) Verlag Seldwyla, Zürich 1923.

Gesamtvollendung alles Lebens, wie im *Siddhartha* Hermann Hesses und nicht die Leugnung des Wertes des Menschenwillens wie im *Vagabunden* Bonsels', es ist bereits selbst menschlicher, brüderlicher, tragender Gefährte des Menschenschicksales, es trägt das Schicksal auch des Unglücklichsten, des Mörders mit, bis es gewandelt ist, so wie Franziskus vom Wasser, seinem Bruder, gesprochen hat, und wie Jakob Böhme erklärt hat: „Das Wasser sucht das Tal und immer die niedrigsten Stellen auf Erden, das bedeutet so recht den Geist der Sanftmut, in dem das Leben geboren wird."

Kann die Natur lächeln? Sie kann unendlich schön sein. Immer aber bleibt sie uns ein blendendes und bestürmendes Geheimnis, bis wieder ein Mensch, eine Dichtung daraus hervortritt und in schlichter Erfüllung alle Hoffnungen der Erde zum Himmel trägt.

BASEL WALTER UEBER WASSER

⊠ ⊠ ⊠

AUS RANKES FRÜHZEIT [1])

Es war ein glücklicher Gedanke Hermann Onckens, in dem Verlagsarchiv der Gothaer Firma von Friedrich Perthes dem Briefwechsel mit Leopold Ranke nachzuspüren. Hegte doch der treffliche Verleger eine Zeitlang die Hoffnung, den jungen Historiker, dessen Erstlingswerke sofort einen großen Erfolg hatten, auch als Mitarbeiter an der von ihm geplanten *Europäischen Staatengeschichte* zu gewinnen, und war er es doch, in dessen Verlag sodann die *Serbische Revolution* und der erste Band der von Ranke redigierten, kurzlebigen *Historisch-politischen Zeitschrift* erschien. Hermann Oncken hat das Glück gehabt, noch weiteres unbekanntes Material für seinen Gegenstand auffinden zu können, wie namentlich die Briefe Heinrich Rankes an seinen Bruder Leopold, Briefe Johannes Schulzes, Heerens, Varnhagens, Alexander von Humboldts,[2]) Platens u. a. an Ranke, einen Folioband mit Exzerpten und Notizen von Rankes Hand aus dem Jahre 1824. Den ans Licht beförderten Briefschatz lernt man aus den Beilagen kennen. Alles aber, was sich daraus für die Schätzung des jugendlichen Genius Rankes gewinnen lässt, wird in Verbindung mit wertvollen biographischen Aufschlüssen und Notizen auf geistvolle Art im Text des anmutigen Büchleins auseinandergesetzt.

Hier ergibt sich nun zunächst, dass Ranke von früh an jenen unbezähmbaren Trieb universal-historischer Betrachtungsweise, der bezeichnend für ihn ist, tief in sich verspürte. Bei allen zwischen ihm und Perthes erwogenen Arbeitsplänen handelte es sich letzten Endes um das unabweisbare Verlangen des Forschers, sich von den höchsten Zielen, die er sich gesteckt hatte, nicht abwendig machen zu lassen. Es war so, wie er einmal dem Freunde Heinrich Ritter schrieb: „Überhaupt befestigt sich in mir immer mehr die Meinung, dass zuletzt doch nichts weiter geschrieben werden kann als die Universalgeschichte. Alle unsere Studien streben nur dahin, diese hervorzubringen. In seinem vollen Lichte wird das Einzelne niemals erscheinen, als wenn es in seinem allgemeinen Verhältnis aufgefasst wird." Zumal die Auffindung der

[1]) *Aus Rankes Frühzeit.* Mit den Briefen Rankes an seinen Verleger Friedrich Perthes und anderen unbekannten Stücken seines Briefwechsels. Von Hermann Oncken. Verlag Friedrich Andreas Perthes, Gotha 1922, VIII und 149 S. Klein 8°.

[2]) Zwei schon von *Th. Wiedemann* veröffentlichte Briefe A. von Humboldts werden, da sein Abdruck sich als fehlerhaft herausgestellt hat, wiederholt.